

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 42 (1966-1967)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Sieben Meilen hinter dem Mond : das Leben einer Schweizerin in Ostbengalen  
**Autor:** Grob-Ritz, Marianne  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079715>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sieben Meilen hinter dem Mond

Das Leben einer Schweizerin in Ostbengalen

Von Marianne Grob-Ritz

**D**er Postbote bringt mir die Zeitung. Ich schlage sie auf; mein Blick fällt auf eine knappe Notiz:

*«Wirbelsturm über Ostpakistan... Insel Sandwip überflutet... Verbindungen mit Chittagong unterbrochen... Tausende von Menschen obdachlos... Zahl der Opfer unbekannt... gewaltige Schäden...»*

Ich stelle die Tasse weg.

Sandwip – die flache Insel vor der Küste Ost-Bengalens – Chittagong, die Hafenstadt von Ostpakistan – wie es dort wohl aussieht nach diesem Sturm? Wurden die Lagerhäuser und die Baumwollfabrik, die mein Mann gebaut hatte, weggefeht? Und unser kleiner Bungalow – steht er jetzt vielleicht ohne Dach da? Erinnerungen steigen in mir auf:

Wir waren verlobt. Mein Bräutigam wurde als Bauingenieur von einer Schweizer Handelsfirma nach Bombay geschickt. Nach drei Monaten benötigte man ihn dringend auf Ceylon und nach einem Jahr wurde er, anstatt in die heimatlichen Gefilde zurückkehren zu können, nach Chittagong «verbannt».

In dieser Hafenstadt, eine Flugstunde östlich von Kalkutta, lebten 150 000 Mohammedaner, Hindus und Buddhisten in armseligen Behausungen. Eine Kanalisation sei nicht vorhanden, das Wasser verfaule in den Gräben, schrieb mir Hannes. Ärzte seien die große Rarität, außer einem kanadischen Missionsarzt, Father Boudreau, der Schwarze und Weiße unterschiedslos behandle, gebe es nur einheimische Medizinmänner.

Die Firma, bei der mein Mann angestellt war, hatte von einem Hindu, der dann nach Kalkutta zog, eine Baumwollentsamungs- und Preßfabrik übernommen. Sie war in einem denkbar schlechten Zustand: In der einen Hütte wurde die Baumwolle mit Lederrollen von den Kernen befreit, in der anderen formte man die nun gereinigte Baumwolle mit einer Presse zu Ballen für den Schiffstransport; auch Jute wurde mit dieser Maschine gepreßt.

Die Aufgabe meines Bräutigams bestand darin, diese «Fabrik» neu aufzubauen. Ferner sollten neue große Baumwoll- und Jutegodowns (Lagerhäuser), sowie Angestellten-Bungalows und eines für den Manager erstellt werden. Zufahrtsstraßen und Kanalisation gehörten natürlich mit zum Programm.

Unsere Briefe flogen hin und her. Und plötzlich stand ich vor einer großen Frage: Hannes schrieb, bei der Bauerei sei kein Ende abzusehen, und deshalb könnten wir doch im «Wunderland» heiraten und dort miteinander ein Jahr verbringen...

Ich war damals in einer Nurseryschool in der Grafschaft Kent, in England. – Was fiel auch meinem Hannes ein? Ich sollte alle Bequemlichkeit aufgeben und in ein vollkommen fremdes Land reisen, wo alles so schmutzig war? Und gab es dort nicht Schlangen, Aasgeier und anderes Getier? Cholera und Pocken? Das war einfach eine Zumutung!

Und dann sollte dort Hochzeit gefeiert werden, ohne Angehörige und alles Drum und Dran?

Doch nachts, wenn ich nicht schlafen konnte, sah ich immer Hannes vor mir, müde, niedergeschlagen, allein mit einer rußenden Petrollaterne... und ich lag da im weichen Bett! Was für ein gräßlicher Egoist war ich doch im Grunde! Das sollte meine ganze Liebe sein?

Da kam wieder ein Brief, mit einem bengalischen Liedchen samt Noten. Die Übersetzung lautete:

*«Wenn du dies mein kleines Lied gern hast, so bin ich sicher, daß es dir im Sinne bleiben wird, auch wenn du fortgehen solltest. In deinem Herzen, Liebe, forsche sachte, sachte...»*

Und die fremde Melodie verfolgte mich.

Endlich warf ich alle vernünftigen Gründe über Bord und schrieb Hannes, daß ich komme.

**And she has to go!**

Hannes hatte dem Schweizer Hauptsitz seiner Firma meinen Entschluß mitgeteilt, worauf ich mich dort vor-

stellen mußte, weil die pakistanische Regierung Garantien verlangte, daß man für meinen Lebensunterhalt und die Rückreise aufkommen würde, falls mein Verlobter in der Zwischenzeit sterben sollte!

Der gestrenge Personalchef musterete mich durch die dickgeränderte Brille und erklärte mir dann, man werde mir das Visum und alles Nötige beschaffen. Ich müsse mich nur noch gegen Gelbes Fieber, Cholera, Tetanus, Paratyphus und Typhus – kurz, einfach gegen alles – impfen lassen.

Am 1. Mai stand ich fixfertig im Swissairbüro im Hauptbahnhof und zeigte meine Dokumente: Paß, Flugschein bis Kalkutta, Impfbüchlein. Der Telegraph übermittelte bereits Hannes die Ankunftszeit. Da... ich glaubte mich verhöhrt zu haben... erklärte mir ein Angestellter, ich könne nur bis Karachi, der Hauptstadt von Westpakistan, fliegen, weil... ich kein indisches Visum besäße.

Nachdem der Weg nach Chittagong über Kalkutta führte, wurde ein indisches Visum verlangt. Man hatte vergessen, mir ein solches zu verschaffen. Was tun? Sollte alles abgeblasen werden, um nochmals drei Monate zu warten?

Ein SAS-Offizier, ich war auf diese Linie gebucht, schien Mitleid mit mir zu haben und meinte, ich sollte doch einfach einmal bis Karachi mitfliegen – was ich auch tat; ein zweites Telegramm benachrichtigte Hannes, daß ich in Karachi ausgebootet werde.

In dieser Aufregung fiel der Abschied nicht allzu schwer. Herzklopfend stieg ich in die Maschine, wo mir die Stewardess einen schönen Fensterplatz, gerade vor den Flügeln, anwies.

Über Rom, Meer und Wüste steuerten wir die verhängnisvolle Station an.

Karachi. Die Koffer wurden ausgeladen, samt der Handorgel, die ich für einen Schweizer, der in Chittagong an Heimweh litt, mitschleppte. Ich setzte mich auf eine Kiste und harpte der Dinge, die da kommen sollten.

Ich wußte, daß man dem Direktor dieser Zweigniederlassung telegraphiert hatte, aber nun waren wir eine halbe Stunde zu früh gelandet, und niemand kümmerte sich um mich.

Schon wurde das Flugzeug für die Weiterreise bereitgemacht, als ich durch den Lautsprecher aufgefordert wurde, mich im Warteraum einzufinden.

Ein schlanker, großgewachsener Herr, in Begleitung von zwei schwächlichen Pakistani-Flugoffizieren, begrüßte mich mit einem fröhlichen «Grüezi».

Wir begaben uns alle ins Flugbüro, wo man mir galant eine etwas wurmstichige, wackelige Sitzgelegenheit anbot, hinter einem großen Schreibtisch, auf daß ich mich nicht davonmachen konnte. Zweimal sechs pakistanische Beamte umrahmten mich zu beiden Seiten. Mein schweizerischer Beschützer stand mir gegenüber – er kam mir vor wie Daniel in der Löwengrube!

Ein Pakistani ergriff das Wort: «Sir, the young lady can't go. Sie kann und darf nicht weiterfliegen, sie hat kein indisches Visum.» – Darauf Daniel: «Das ist alles Unsinn, ihr müßt sie mitfliegen lassen.» – Erneutes Kopfschütteln aller zwölf Häupter. – «Sie wird mitfliegen.» – «Nein, Sir, sie darf nicht» – und wieder, schön im Takt, wie wenn eine leichte Brise über ein wogendes Kornfeld streift, die verneinende Gebärde, zwölfmal.

Vorsichtig zog ich mein Taschentuch aus der Handtasche, die so gut nach Leder roch, und hustete hinein. Es begann dramatisch zu werden; es schien, als sei die Luft elektrisch geladen. Daniel warf mir einen besorgten Blick zu. Durchs Fenster sah ich, wie man auf der Piste soeben die Propeller unseres silbernen Vogels für den Weiterflug prüfte!

Und nun folgte Schlag auf Schlag, wie bei einem Gewitter, wenn der Donner kracht: «She has to go.» – «Sie muß dableiben.»

Daniels Stirnader schwoh an. Er schrie, und zur Bekräftigung schlug er mit seiner geballten Faust auf die



Illustration Margarete Lipps

Glasplatte des Schreibtisches, die klirrend zersprang. Der Telephonapparat hüpfte ein wenig in die Höhe – kling – die zwölf Pakistani waren vor Schrecken sprach- und bewegungslos.

Nun schüttelte es mich vor Lachen. Das war einfach zu viel für meine überreizten Nerven. Daniel ergriff den

Telephonhörer, stellte eine Nummer ein und brüllte, man solle sofort an die Zweigniederlassung in Kalkutta ein Telegramm senden, daß ich dort auf dem Flugplatz abgeholt werde. Der Hörer wurde in die Gabel geworfen, und der oberste Pakistani-Offizier erhob sich mit einer Verbeugung: «All-right, Sir, the young lady can go.»

Und so geschah es: ich wurde samt meinen Siebensachen wieder verfrachtet, Daniel winkte mit seiner blutenden Hand, er lachte fröhlich.

### Oh Prio!

Genau um Mitternacht landeten wir auf dem Flugplatz Dum-Dum von Kalkutta. Ich lief den Leuten nach, stellte mich zur Zollkontrolle an. – Da sah ich plötzlich auf der anderen Seite des Seiles, das den Raum unterteilte... Hannes. Ich hüpfte über das trennende Seil...

«Oh, Prio» – so nannte mich Hannes, es ist Bengali und bedeutet «Liebes» – «da bist du ja endlich!» Ich sah in seine strahlenden Augen, und da durchflutete mich ein tiefes Heimatgefühl, hier auf dem Flugplatz von Kalkutta, um Mitternacht, wo ich ein visumloser Fremdling war.

«Oh, Prio.» Ein diskretes Hüsteln war hinter uns zu vernehmen. Es war der Zollbeamte, der mir nachgerannt war, als er meine Flucht bemerkte. Unter seiner kakifarbenen Uniform schlug jedoch ein menschliches Herz; er begriff, um was es hier ging. Die Koffer untersuchte er gar nicht – es sei alles so nett eingepackt. Voller Dankbarkeit dachte ich an meine Mutter, die es sich nicht hatte nehmen lassen, meine Dinge alle selber schön säuberlich zu verstauen.

Im Flugbüro behielt man meinen Paß und bewilligte, daß ich ausnahmsweise ohne Visum in Kalkutta übernachten dürfe. Hannes mußte jedoch die Erklärung unterschreiben, daß wir am nächsten Morgen Indien per Flugzeug verlassen würden.

Mit einem Taxi fuhren wir zum Hotel. In dieser Nacht fand ich den Schlaf wahrhaftig ohne Wiegenlied!

## Sieben Meilen

## Begeisterte Geistliche

Nach den verwirrenden Eindrücken – Kühe, Bettler, Getute und Gekreisch – flog uns am nächsten Morgen ein zweimotoriges Flugzeug über topf-ebenes Land nach Chittagong.

Die Schweizer Siedlung, bestehend aus zwei langgestreckten Bungalows, die mein Bräutigam gebaut hatte, lag außerhalb der Stadt im Grünen, am Fuße eines Hügels und am Rande eines Teiches, darin sich Palmen spiegelten. In einem wohnte die Familie des Direktors, die mich sehr freundlich aufnahm, bis Hochzeit gehalten wurde; das andere war für die Angestellten bestimmt und sollte später unser Heim werden. Und Hannes hauste in einer kleinen Hütte oben auf dem Berg, wo er einen neuen Manager-Bungalow baute.

Von einem Freund, der in Kalkutta geheiratet hatte, wußte Hannes, daß eine hiesige kirchliche Trauung auch zuhause als rechtsgültig anerkannt werde. Man müsse nur die Beglaubigung, den Trauschein, an das Konsulat schicken, von wo aus dann die Heirat an die Schweizer Heimatgemeinde gemeldet werde. Das sei alles. – So schrieben wir an das Konsulat in Karachi, baten um genaue Auskunft und begannen sogleich mit den Vorbereitungen.

Die Engländer hatten zwischen zwei Hügeln seinerzeit ein nettes Kirchlein erbaut, in dem ein Bischof die Gottesdienste zelebrierte. Dieses Kirchlein gefiel uns sehr gut. – Ob wohl der englische Bischof uns seine Zustimmung zur dortigen Trauung erteilen würde?

Eines Abends fuhren wir zum wellblechbedeckten Bungalow des geistlichen Herrn, wo wir von zwei Doggen wütend begrüßt wurden. Ein Diener mit einem roten Turban führte uns ins Arbeitszimmer, und Hannes brachte sogleich das Anliegen vor, ob wir wohl für unsere Trauung seine Kirche benützen dürften? Und – zu unserem Erstaunen sprang der wohlbeleibte Diener der Kirche begeistert von seinem Schaukelstuhl auf, klopfte

meinem Bräutigam auf die Schultern und rief: «Aber natürlich, für so etwas gebe ich meine kleine Christ-Church sogar kostenlos. Ihr könnt auch meinen Organisten haben. Wenn der nicht zu viel Whisky getrunken hat, entlockt er dem alten Ding von einer Orgel gewaltiges Gebrause.» – Und dann lud er uns zum Nachtessen ein.

Nach der Suppe, die uns der Boy gewandt servierte, faßte Hannes sich ein Herz und fragte weiter: «Hätten Sie wohl etwas dagegen, wenn wir Reverend Soddy von der Baptisten-Mission in Chandraghona ersuchen würden, uns den Segen zu erteilen?» Dazu hatten wir uns nämlich entschlossen, weil uns die Auffassungen der Baptisten am ehesten unseren evangelischen zu entsprechen schienen.

«O nein – I do think it's a good idea. Reverend Soddy ist ein hilfsbereiter Mann. Ich schätze ihn sehr. Sagt ihm einen schönen Gruß von mir und es sei eine Ehre für mich, wenn er Sie zwei in meiner Kirche trauen würde.»

Zu vorgerückter Stunde verabschiedeten wir uns. Mit einer qualmenden Petroleumlaterne geleitete uns der lebenswürdige alte Herr zum Auto. Froh fuhren wir langsam durch die samt-dunkle Nacht heimzu.

Auf unsere Anfrage ließ uns Soddy sogleich seine Zusage durch einen Kuli zukommen. Nun mußte nur noch die Antwort aus Karachi eintreffen!

Mir verging die Zeit wie im Fluge. Viel Fremdes drang in meine Seele ein, das verarbeitet werden mußte. Mit der Hitze, meistens waren es 35 Grad, wurde ich zwar gut fertig, nur war ich immer sehr müde. Man spürte, daß der Monsun in der Luft lag, goß es doch jeweils nachts schon wie aus Kübeln. Am Morgen dampfte die Erde und die Luft war wie in einem Treibhaus.

## Als Nonne

Trotz all dem Schönen wollte ich aber die Wartezeit irgendwie nützlich zubringen. Von den Engländern war sei-

nerzeit in Chittagong ein Kloster und ein Waisenhaus gebaut worden. Hannes kannte Mutter Irene, die Oberin dieses Klosters. Er war dort ein gern gesehener Gast, stand er doch den Nonnen tatkräftig zur Seite, wenn jeweils irgend etwas gebaut werden mußte.

Mutter Irene schwang ein strenges Szepter über ihre Untergebenen, die aus aller Welt stammten; und ich war angenehm überrascht, daß sie mir sogleich strahlend zusagte, als ich sie um eine Halbtagsstelle fragte.

Am ersten Tag empfing mich Mutter Irene persönlich. Mein leichtes und etwas ausgeschnittenes Sommerkleidchen ohne Ärmel erregte Anstoß. Ich wurde in die Ankleidekammer geführt, wo sie ein hochgeschlossenes weißes Jäckchen aus dichtem Baumwollstoff hervorkramte, das ich, innerlich ziemlich rebellierend und seufzend, anzog. Dann fand sie noch ein graues Schleierchen, das sie mir auf meinen Locken befestigte, betrachtete mich und brach in Entzückungsrufe aus.

Ich mußte mich sehr zusammennehmen. Beinahe hätte ich mir das ganze Zeug vom Leibe gerissen und wäre geflüchtet, hinaus in den flimmernden Morgen. Doch wer A sagt, sollte auch B sagen.

Mutter Irene führte mich nun durch einen unendlich langen, dunklen stikigen Korridor in ein Zimmer: dreißig Augenpaare starrten mich an, neugierig, wohlwollend, abweisend, sehr kritisch, bewundernd, abwägend, gering-schätzig. Dreißig dunkle und weiße Buben- und Mädchengesichtlein waren mir zugewandt. – Das war meine mir anvertraute Schulklasse: Mohammedaner, Hindus, Christen und einige Buddhisten.

Dieser lustigen Gesellschaft sollte ich auf englisch das Schreiben, Rechnen und Lesen beibringen!

Mutter Irene stellte mich vor, und dann war ich allein. Ich tippte auf mich und nannte meinen Namen, der dröhnendes Gelächter auslöste. Der Bann war gebrochen, munter verrieten sie mir den ihrigen, den mir jedes in mein Heft schrieb. Staunend betrach-



teten sie meinen Bleistift, betasteten das Heft – so etwas hatten sie noch nie gesehen. Jedes Kind besaß nur eine Schiefertafel und eine Kreide. Ich nahm mir aber vor, am Nachmittag im Basar Hefte und Bleistifte zu kaufen.

Vergebens sah ich mich nach einer Sitzgelegenheit um. Die Kinder erklärten mir, es sei den Nonnen verboten, einen Stuhl zu benützen. So stand ich eben alle drei Stunden, in der feuchten Hitze, mit meinem Stehkragen! Aber ich biß die Zähne zusammen – konnte das eine englische oder irische Nonne durchstehen, so hielt das auch eine Schweizerin aus!

Als um zwölf Uhr die Glocke schrillte, war ich vollkommen erschöpft und konnte beinahe nicht mehr sprechen, so trocken war mein Gaumen. Doch als ich die dreißig schwarzen und weißen Händchen drückte und dreißigmal die bange Frage, ob ich morgen auch bestimmt wieder kommen würde, bejahte – da wurde mir wieder viel besser.

Die meisten Kinder verstanden nicht viel Englisch und ich natürlich kaum ein Wort von ihrem Bengali. Im ganzen Unterricht herrschte überhaupt kein System. Hauptsache war, daß die drei Stunden nützlich verbracht wurden. Als Lehrmittel dienten veraltete englische Schulbücher. Mutter Irene legte mir nur ans Herz, darauf zu achten, daß die Kinder eine ganz bestimmte Seite im englischen Lesebuch fehlerfrei und auswendig herplappern konnten, um – sollte es einmal Staatsbesuch geben – damit ihre Lesefertigkeit beweisen zu können.

Ich zeichnete und sang auch viel mit meinen Kindern, obwohl das nicht im Programm stand. Nach drei Wochen erklang aus unserer klösterlichen Schulstube der Kanon: «Wänn aine tannigi Hose hätt...» An den «Rümpfen» fanden die Buben und Mädchen am meisten Gefallen. Sie ließen ihre Stimme erschallen, daß beinahe mein graues Schleierchen zu flattern begann.

Als Hochzeitsgeschenk erhielten Hannes und ich zwei wunderschöne,

von den Nonnen in langwieriger Arbeit selbst geklöppelte Tischdecken, die ich noch heute in Ehren halte.

### Im schwarzen Brautkleid

Da wir uns ursprünglich nur zivil auf dem Konsulat hatten trauen lassen wollen – wer hätte auch gedacht, daß im Fernen Osten eine Kirche vorhanden wäre? – war in meiner Garderobe natürlich kein Brautkleid vorhanden. Aber solch «kein schneeiges Gebilde» ist doch der Traum jeder Braut...

Wieder einmal fuhren Hannes und ich, nach getaner Arbeit, in den Basar. Die Händler hatten alle ihre Läden offen an der Straße, hockten auf den Fersen und warteten auf Kundschaft. Dabei kauten sie ununterbrochen ein grünes, schlingpflanzenartiges Betelblatt zusammen mit ein wenig gelöschtem Kalk und einem Stücklein Arekanuß. Der dunkelrote Saft wird einfach auf das löchrige Straßenpflaster gespußt...

Auch Schneider stellten ihre Nähmaschinen vor ihre Bude, und wir erstanden uns einen wunderschönen blütenweißen Stoff für ein Kleid. Wo in aller Welt aber war ein Schleier aufzutreiben? – Nun, auch da gab es eine Lösung: ein allerfeinstes Moskitonetz!

Alle diese Schätze legte ich nun in die geschickten Hände des mohammedanischen Dorodschis, des «Hofschneiders» der gesamten europäischen Damenwelt in Chittagong. Und der war sich seiner Wichtigkeit sehr bewußt!

Mit den Maßen von Halsweite, Brust-, Taillen- und Hüftumfang verarbeitete er mir den makellos weißen Stoff zu einem entzückenden Brautkleidchen, das er mir, voller Stolz seine Schnurrbartzipfel drehend, höchstpersönlich überbrachte. Es saß wie angegossen; Dior wäre vor Neid gelb geworden!

Aber du meine Güte! Der Stoff war nunmehr «dunkelweiß», und das ganze Kleid strömte einen durchdringenden Geruch aus – es stank fürchterlich nach Curry! Hannes kratzte sich hinter dem Ohr und schaute mich forschend an: «Ich glaube, du mußt es waschen. Aber das bringst du be-



Von Arthur Hänny

*Es ist eine seltsame Sache mit dem Recht und dem Unrecht in der Geschichte. Während Hitler von jedermann als ein Massenmörder abgelehnt wird, und das mit Recht, so finden sich immer noch zahlreiche Naive, die einen Napoleon verherrlichen – obwohl seine Selbstbezogenheit, sein Jähzorn, seine Kriegswut fast ebenso schlimm gewesen sind wie bei Hitler. Aber man pflegt ihm «glänzende persönliche Eigenschaften» zuzugestehen – wie wenn das überhaupt ins Gewicht fiel, gegenüber dem Leiden so vieler Völker! Noch schlimmer ist die Verblendung im Falle von Caesar. Seine Kriegszüge durch Gallien sind, dem Tatbestand nach, überhaupt nicht anders denn als Völkermord zu bewerten. Wie viele Hunderttausende hat er aus Ehrgeiz abgeschlachtet – und die Lehrbücher und die Magister feiern ihn als einen der Großen der Geschichte! Man wird den Verdacht nicht los, daß, noch über Jahrtausende hinweg, der Erfolg oder Mißerfolg den Ausschlag gibt. So wenig sind wir fähig zu einem moralischen Urteil.*

## Sieben Meilen

stimmt fertig, gell Prio! Und sonst, weißt du, ich habe dich lieb, auch wenn das Kleidchen nicht aussieht, als käme es gerade von einer Modenschau.» – Und weg war er.

Ich verabschiedete den Dorodschi mit einem etwas chinesisch anmutenden Lächeln. Doch als ich allein war in meinem Zimmer, wo die Türen und Fenster mit Fliegengitter vergittert waren, fühlte ich mich plötzlich bodenlos einsam und verlassen. «Wärisch du dihome bliibe» die Melodie von diesem Liedlein summt in meinem Kopf... Ich nahm das dreckigstinkende Kunstwerk – das sollte mein Ehrenkleid sein? – schmiß es auf den roten Steinboden, warf mich auf das Bett und weinte meinen ganzen Jammer hinaus. «Ich glaube, du mußt es waschen» – so hatte Hannes gesagt!

Die Tränen lösten die Starre und Leere in mir, ich beruhigte mich. Ich begann zu überlegen. Dem Pani-wala, dem Wasserträger, rief ich; der schleppte kübelweise Wasser herbei, das wir im sogenannten Badzimmer in die nigelnagelneue Badewanne schütteten, die erst vor zehn Tagen per Schiff eingetroffen war. Die Wasserhähnen lagen verstaubt in einer Ecke bereit, die Kanalisation stand ja kurz vor der Vollendung – nur fehlten die Röhren noch!

Nun seifte ich das ganze Kleidchen sorgfältig, aber intensiv ein, drückte es ins Wasser und überließ es dem naßen reinigenden Element. «Lieber Gott, hilf, daß es wieder sauber wird!» – Wirklich, das betete ich, und ich schäme mich dessen nicht.

#### Vier Photos

Wir zeigen auch in diesem Heft wie immer die gleiche Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Diese Photos sind von  
Werner Lüchinger  
Gotthard Schuh  
Candid Lang  
Bruno Kirchgraber

Alle vier Stunden wechselten der Pani-wala und ich das Wasser. Ich seifte und seifte... Im Kloster gab ich Bescheid, ich sei unpäßlich, was ich im Grunde genommen ja eigentlich auch war!

Nach jeder Seiferei dünkte es mich aber, das Kleid würde weiß und weißer. Zwei Tage und zwei Nächte wäserte es – und dann war es wirklich wieder blütenweiß und duftete herrlich nach frischer Seife.

Ja, sauber war es nun und bald auch trocken. Aber nun... Der Schweiß brach mir aus nur schon beim bloßen Gedanken, daß es nun noch gebügelt werden sollte. Doch auch diese letzte Hürde wollte ich noch nehmen.

Die gesamte Familie Huber, bei der ich wohnte, inklusiv Kindergärtnerin Dori, war für eine lange Woche abwesend und hatte mich mit ihrem Koch allein gelassen. Ich konnte also nicht mit Frau Hubers tatkräftiger Hilfe rechnen. Ich wußte, daß ein elektrisches Bügeleisen zum Inventar gehörte und machte mich sogleich auf die Suche. Und wirklich, ich fand das ersehnte Ding, blitzblank poliert. Im ganzen Bungalow existierte nur eine einzige Steckdose – aber wo? Ich stöberte sie schließlich im Vorratsraum auf. Und nun konnte es losgehen!

Voll Eifer machte ich mich an die Arbeit. Ja, voll Eifer und mit sehr viel gutem Willen. Doch nach einer halben Stunde war ich bachnaß, die Gedanken kamen und gingen. Der Arm begann von der ungewohnten Arbeit zu schmerzen, die bewußte Melodie stieg wieder hoch. Ich bügelte und bügelte, die Schweißtropfen perlten herunter, vermischten sich mit salzigen Tränen. Ich bügelte... doch der Stoff wurde und wurde einfach nicht glatt. Ich bügelte... schließlich schoß ich wütend und deprimiert das Bügeleisen auf den Rost – da merkte ich, daß es ja... kalt war! Der Strom war wieder einmal ausgeschaltet worden! Und ich wartete also einmal mehr.

Gegen Abend, als Hannes todmüde von der Arbeit kam, hing das Braut-

kleid wirklich tadel- und faltenlos versteckt im Schrank, und ich bemühte mich auch, ein «faltenlos-sorglos-strahlendes» Gesicht zu zeigen.

#### For ever and ever

Endlich war unsere Wartezeit zu Ende. Die Antwort vom Schweizer Konsulat aus Karachi traf ein.

Nun besaßen wir es schwarz auf weiß, auf amtlichem Papier, wohlversehen mit einem roten Siegel: Reverend Soddy sollte uns in der Christ Church trauen und den Trauschein ausstellen, den wir an das Konsulat weiterleiten sollten. Sie würden dann dieses Dokument sofort an unsere Heimatgemeinden in der Schweiz weiterleiten. Die kirchliche Trauung sei rechtsgültig. Die neuen Pässe würden uns dann zugestellt. «Mit den allerbesten Wünschen...»

Als Hochzeitstag bestimmten wir den 14. Juli, der Pfarrer wurde durch einen Kuli sofort verständigt.

Auch die Wohnungsfrage war gelöst: Der kleine Angestellten-Bungalow unten am Fuße des Hügels war verwaist, da der Chefbuchhalter, der mit seiner netten Frau und zwei einsamen Jungesellen dort gehaust hatte, auf längerem Urlaub weilte. Hannes und ich sollten jetzt diesen Bungalow übernehmen!

Dori, die Kindergärtnerin, war meine Trauzeugin. Als Trauzeuge hatte sich Peter, ein wackerer Eidgenosse und späterer Kostgänger, anerbotten.

In ganz Chittagong fand man keinen Blumenladen – wozu auch? Aber zu einer Hochzeit gehören doch Blumen! Der hilfsbereite Peter fand den Weg: Zwei Tage vor der Hochzeit bestellte er telegraphisch im größten Blumengeschäft in Kalkutta Rosen für Dori und mich – und sogar Nelken den Männern ins Knopfloch.

Der große Tag brach an, strahlend blau. Die Monsunwolken hatten ein Einsehen. Alles war vorbereitet – nur waren die Blumen noch nicht eingetroffen. Aber Peter tröstete uns. Er rumpelte in seinem alten Ford in den frühen Morgenstunden in wilder Fahrt nach Patenga, wo gerade das Flugzeug

## Sieben Meilen

mit unseren Blumen landete... die man ihm aber nicht aushändigen wollte, weil sie nicht an ihn adressiert waren! In seiner Verzweiflung bestach er den Beamten mit einem währschaffen Bakschisch (Schmiergeld), und strahlend überreichte er uns die duftenden Rosen und Nelken.

Die Uhrzeiger rückten gegen 16 Uhr dreißig. Frau Huber half mir sorgfältig in mein langes, selbstgebügeltes, schneeweißes, selbstgewaschenes Hochzeitskleidchen. Sie richtete meinen kurzen Schleier kunstgerecht und schmückte mich schließlich mit einem allerliebsten Blumenkrönlein, frisch und visumlos importiert aus Kalkutta. Dann umarmte sie mich herzlich. Dieser liebe Mensch verstand, daß es mich schmerzte, an meinem Ehrentag ohne Angehörige zu sein.

Herr Huber, der mich wie ein Vater begleitete, führte mich in die Kirche. Der Organist spielte den Hochzeitsmarsch, der Pfarrer las die englische Eheformel, die wir wiederholen mußten, Wort um Wort, Satz um Satz. Dann mußte ich von der linken Seite von Hannes auf seine rechte hinüberwechseln, und dann waren wir Mann und Frau... for ever and ever, for better and worse! – Während der ganzen Zeremonie hatten die Kühe durch die ovalen glaslosen Fensterbögen geguckt, und als wir würdevoll durch das Mittelschiff dem Kirchenportal zuschritten, mußte ich mein Kleid schürzen, um über einen der freilebenden Dschungelhunde zu hüpfen, der da seelenruhig mitten auf dem Teppich lag und freudig mit seinem Ringelschwanz wedelte.

In der Sakristei stellte uns Reverend Soddy den Trauschein aus, den wir noch am gleichen Tage nach Karachi ans Konsulat sandten, und dann fuhren wir alle ins Manager-Bungalow unten am Teich, wo die Familie Huber für uns eine sehr nette Party gab. Sogar der traditionelle englische Wedding-cake, das Riesengebilde aus Zucker, fehlte nicht. Zusammen schnitten wir ihn an. Die Gläser wurden erhoben, man stieß auf unser Wohl an. Die Telegramme aus der

Heimat, die vielen Glückwünsche ließen etwas in mir erzittern... ob man das wohl Heimweh nannte?

**Ted, die Lorry und der Bungalow**

Am übernächsten Tag fuhren wir für die Flitterwochen zu unserem guten Freund Ted Powell, der 35 Meilen von Chittagong zusammen mit seiner Tochter Mary eine große Teeplantage betrieb. Die Eisenbahn führte uns bis Nazirhat, wo uns Ted mit seiner Lorry, einem kleinen Lastwagen, samt fünfzehn schwarzen Kulis erwartete. Diese letzteren hatte er in weiser Voraussicht mitgebracht...

Nazirhat liegt am Fluß Halda, der während des Monsuns um fünf Meter angestiegen war. Durch tiefes Wasser, Schlamm und Dreck versuchte die Lorry vorwärts zu kommen. Der Chauffeur, barfuß, war ein wahrer Meister – immer fanden die vier Räder unserer Hochzeitskutsche irgendwo wieder Grund. Ted und mein Mann lachten beinahe Tränen ob meinen Angstaussbrüchen, waren sie sich doch weit eher solche Abenteuer gewöhnt!

Dreimal blieben wir stecken, einmal dauerte es über eine Stunde, bis das Vehikel prustend wieder losbrummte. Nie hätte ich geglaubt, daß wir noch lebend in Teds wunderschönem Bungalow ankommen würden.

Ted verwöhnte uns nach allen Regeln der Kunst. Voller Stolz zeigte er uns seinen riesigen Teegarten. Die Arbeiter waren fast alles Hindus, die damals gerade das Holifest, eine Art Fasnacht, feierten. Den Hauptspaß dabei bildeten Schlachten mit Wasserfarben! Die Leute waren über und über mit roter, blauer, grüner und gelber Farbe bekleckst.

Ein Tag reihte sich zum andern wie Perlen an der Schnur, sorglos, problemlos. Da waren Hannes und ich – weit weit weg von der Heimat, von allem Komfort und von aller Bequemlichkeit. Zwei glückliche Menschenkinder, die ganz aufeinander angewiesen waren.

Abends streiften wir durch das weite hügelige Land. Aus der Ferne ertönte das dumpfe Dröhnen einer

Trommel, schwang eine wehmütige Melodie in der Luft. Und manchmal leuchtete ein Polaschstrauch, der an einer Wegbiegung wurzelte, in einem ganz bestimmten Rhythmus auf – er war mit Hunderten von winzigen Glühwürmchen besetzt, die plötzlich wie von Zauberhand berührt erloschten, aufgesogen vom Dunkel der Nacht.

Und dann waren die schönen Tage unwiderruflich zu Ende, und Teds zuverlässige Lorry brachte uns sicher nach Chittagong zurück...

**Monju, Dhobi, Darwan**

Unser Häuslein war dicht besiedelt mit Pensionären, weil es in ganz Chittagong kein Hotel gab. Peter, der Büroangestellte, wirkte praktisch und fröhlich. Er nannte jenseits des Meeres eine Braut sein eigen, die ihm zweimal in der Woche hellgelbe Briefe schickte. Paul, der Techniker, im Nebenberuf Handörgeler, blieb Schweizer bis ins Mark, pflichtbewußt, schimpfte über alles, meinte es aber im Grunde gar nicht so. Und Ernst, der Buchhalter, litt sehr unter dem Wetter, konnte nichts mit sich anfangen, kriegte den Tropenkoller. Nur mit einem Birchermüesli konnte ich seine Lebensgeister wieder wecken.

Mit den Lebensmitteln war es nicht gerade gut bestellt. Milch konnte man nur in Büchsen kaufen, wenn überhaupt, und der Tee wurde meist ohne

STILBLÜTEN

Aus der Schule:

*Wilhelm II. neigte ab.*

*Belgien mußte abgeräumt werden.*

*Die Dardanellen wurden veröffentlicht für alle Länder.*

*Man setzt das Kind auf Schwarztee.*

*Da sind wir ja schon wieder in die Zähne hineingerutscht!*

*Hatten Sie auch schon ein blaues Auge in der Familie? (Vererbungslehre.)*

## Sieben Meilen

Zucker getrunken, weil dieser rationiert war. Mehl kriegte man praktisch keines – oder dann auf dem Schwarzen Markt höchstens zwei Kilo zu astronomischen Preisen... und erst noch «quietschlebig» von ungeladenen Gästen! Als Entschädigung wuchsen aber in unserem Garten Ananas. In der ersten Begeisterung überaß ich mich beinahe daran. Auch an den Bananen. Sie waren ganz klein, aber vollkommen ausgereift und schmeckten wunderbar aromatisch. Man kann sie mit denjenigen, die in der Schweiz verkauft werden, gar nicht vergleichen.

Auf dem Markte gab es vor dem Monsun genügend Gemüse, sogar Bohnen von zwanzig bis dreißig Zentimeter Länge, die auf regelrechten Bäumen wuchsen. Auch Kartoffeln und Eier waren immer erhältlich. Und die Fleischhändler verkauften Schafffleisch, das an Fleischhaken am Türbalken in der Sonne baumelte, von Fliegen über und über bedeckt. Es war also nicht erstaunlich, daß wir uns eher an frische Meerfische hielten.

Wie allgemein üblich, hatte auch ich neben Bodenputzer, Wasserträger, Koch und so weiter anstelle eines Dienstmädchens einen Boy zur persönlichen Bedienung. Er hatte eines Abends vor unserer Tür gestanden, zerlumpt, barfuß, eine Hand verbunden, und hatte uns seine Dienste angeboten. Die Zeugnisse, von Engländerinnen in Indien unterschrieben, waren sehr gut gewesen, und Hannes hatte ihn nach einer längeren Unterhaltung eingestellt, obwohl ich fand, daß er nicht gerade anmächtig dreinsah.

Aber Monju war treu wie Gold. Ich konnte mich vollständig auf ihn verlassen, was hier wirklich eine Rarität war. Er durfte sich eine «Uniform» schneiden lassen, und als er sich das erste Mal in den weißen, langen Hosen unter der weißen Jacke, mit der breiten roten Schärpe um die Taille und dem rot-weißen Turban auf dem Haupt präsentierte, hätte hinter dieser «Prachtsgestalt» wahrhaftig nie-

mand mehr den zerlumpten Gesellen vermutet.

Nie hätte er sich herabgelassen, die Böden zu wischen. Für dieses Geschäft war ein Sweeper vorhanden, der aber nur mit einem Palmwedel den Staub bewegte, indem er wie wild auf den Boden schlug und dann alles sich wieder setzen ließ. Ich hatte versucht, ihm unsere gewohnte Reinigung beizubringen, aber mit sehr wenig Erfolg: er nahm ganz einfach einen Kübel mit Wasser und überschwemmte damit das ganze Zimmer!

Nun waren die roten, kühlenden Steinfliesen, die einst wunderschön gegläntzt hatten, matt und schäbig geworden und ich fragte mich, wo in aller Welt nur Bodenwischse aufzutreiben sei? Aber Hannes wußte Rat. Er brachte mir Bienenwachs aus dem Basar nach Hause, das wir mit Monjus Hilfe schmolzen, ein rotes Pulver hineinschütteten und so eine ganz erstklassige Wichse herstellten... sehr zum Leidwesen meines Sweepers.

Jeden Montag erschien der Dhobi, der Mann, der die schmutzige Bettwäsche und die gröberen Sachen abholte. Jedes Leintuch, jeder Bettdeckenanzug, den er mitnahm, wurde von Monju fein säuberlich zur Kontrolle in ein Heft eingetragen. Der Dhobi schnürte alles zu einem Bündel, warf dieses auf den Kopf und stolzierte auf seinen krummen Beinen zum nächsten Teich. Dort wurde alles eingeseift und nachher halbstundenlang fortwährend auf ein Brett geschlagen, auf daß der Schmutz entweiche... und gleichzeitig waren auch alle Knöpfe fort.

Unsere Leibwäsche, die Hemden von Hannes und meine Blusen wusch ich immer selber, sehr zum Entsetzen unseres guten Monjus, der es nicht begreifen konnte, daß sich seine Memsab (Herrin) herabließ, zu arbeiten.

Die ganze Schweizerkolonie war mit einem starken, hohen Zaun umgeben, und als zusätzlicher Schutz war jedem Bungalow ein Darwan, ein Wächter, zugeteilt, der ständig die Runde machte und theoretisch auch jeden Eindringling fernhielt. Nachts hockte er auf den ausgetretenen Stufen der

Veranda und schnarchte abgrundtief selig gerade vor unserem Schlafzimmerfenster. Dieses nächtliche Schnarchen wirkte einschläfernd auf mich, so daß ich, als es eines Nachts ausblieb, Hannes weckte und ihn besorgt fragte: «Du, fehlt ihm wohl etwas?» Sofort wurde, gleichsam als Antwort, unser stockdunkles Zimmer durch den Lichtkegel einer starken Taschenlampe erhellt, worauf ein trockenes Husten folgte: «Memsab und Sahib, Ihr könnt ruhig schlafen, ich bin auf dem Posten.» Und fünf Minuten später schnarchte der Wächter wieder beruhigend...

## Der Kamm im Zucker

Unser Bungalow stand mitten in einem großen Garten. Dort hantierte der Mali, der Gärtner, ein kleiner zäher Geselle, kohlschwarz an Haut und Haar. Er schleppte Wasser, rupfte Unkraut, schnitt die Blumen. Ich freundete mich mit ihm schnell an – er fand bald heraus, daß ich ein Blumenmännchen bin.

Am Morgen früh, wenn Hannes und unsere Pensionäre in die Stadt gefahren waren und die Sonne noch nicht allzustark vom Himmel glühte, ging ich in den Garten. Zusammen pflanzten und säten wir, und nach drei Monaten schon versank unser Bungalow beinahe in den Blumen. Riesige rote Cannas säumten den Pfad und duftende Bougainvillias rankten sich an sorgsam geflochtenen Bambuswänden empor.

Unsere beiden Mütter in der Schweiz schickten «by air mail» allerlei Gemüsesamen, die ich zuerst in kleine Kistlein streute. Beinahe über Nacht wuchsen winzige Pflänzlein, die der Mali in die vorbereiteten Beete verpflanzte. Als anfangs Oktober der Monsun vorbei war, schoß das Grünzeug nur so aus dem Boden. Mein Gartenerfolg wurde sprichwörtlich in ganz Chittagong: Radieschen – so groß wie Eier, Tomaten – bis zwanzig an einem Stock, Erbsen, Kabisköpfe – wie Kürbisse, Gurken, ja sogar riesige Blumenkohle und Kohlraben bereicherten nun unseren Tisch. Der Mali



Sieben Meilen

barst beinahe vor Stolz, und ich damit.

Die Hauptperson unter den Angestellten war unser Koch Barua, eine schwächliche Figur mit schwarzglänzenden, geölten Haaren. Mit einem kleinen Gehilfen schaltete und waltete er in seinem Königreich, der Küche, die als kleines Häuschen für sich durch ein Dach mit unserem Bungalow in Verbindung stand.

Neben Baruas Neigung zur Kleptomanie und zu Wutausbrüchen, gab mir eines zu denken: die unbeschreibliche Unordnung, die ich antraf! Stinkende Lappen lagen umher; das Kokosöl, mit dem er seine Haare behandelte, stand friedlich neben der Büchse Fett, mit dem er zu kochen pflegte. Und der Kamm steckte im gefüllten Zuckerbehälter! Ferner entdeckte ich oben auf dem Gestell gestohlene Eier, zwei Hemden von Hannes und meinen längst vermißten Taschenspiegel...

Da stieg mir die Galle hoch. Wütend schmiß ich Lumpen, Zeitungen und sonstiges Gerümpel samt der Büchse mit dem Kokosöl auf den Boden. Die Hemden und der Kamm segelten hintendrein, und sogar der Spiegel mußte dranglauben. Die Eier tätschten schwungvoll auf, und die Eidotter versickerten im Dreck. Es krachte und dröhnte, als ich mich, die Türen schmetternd, ins Badzimmer zurückzog.

Der Friede kehrte wieder und Monju brachte mir ungeheißenes ein Glas lauwarmes Zitronenwasser. Besorgt fragte er mich, ob mir nichts fehle, und blieb im Zimmer.

Unterdessen war der Koch heimgekommen. Eine Flut von Schimpfwörtern ertönte, die sich bis zum Crescendo steigerten. Ich erhob mich, lief gegen die Küche, öffnete vorsichtig die Türe und wollte gerade loslegen... Da erblickte mich Barua. Er hörte sofort auf zu toben, doch seine schwarzen Augen glühten, sein Gesicht verzerrte sich. Wutentbrannt ergriff er das große, scharfgeschliffene Brotmesser, erhob den Arm und wollte es mit aller Wucht nach mir werfen. Im entscheidenden Moment je-

# Bedarf der Föderalismus

Von Adolf Guggenbühl

*Das soeben erschienene Buch von Adolf Guggenbühl «Die Schweizer sind anders – Die Erhaltung der Eigenart, eine Frage der nationalen Existenz» hat bereits ein starkes Echo gefunden. Es kann nicht anders sein: Das Grundsätzliche und Aktuelle dieses Werkes fordert den Leser heraus. – Wir bringen hier einen Auszug aus einem Kapitel, das im Zusammenhang steht mit den Gesprächen, die zur Zeit über den Föderalismus geführt werden.*

B. H.



enn man die Freiheit als höchstes politisches Gut betrachtet, so hat man nicht nur selbst Anspruch darauf, sondern auch der Mitbürger. Auf dieser Einstellung beruht das politische System des Föderalismus.

Unter Freiheit verstand man in der Schweiz von jeher und auch heute noch nicht nur die Freiheit des einzelnen Menschen wie zum Beispiel in England, sondern die Freiheit des Kantons und der Gemeinden. Auch als aus dem Staatenbund ein Bundesstaat wurde, war man bestrebt, das Selbstbestimmungsrecht der Glieder möglichst zu erhalten. Und heute noch sind bei uns viele Aufgaben, die in anderen Ländern durch die Zentralgewalt gelöst werden, in den Händen der Kantone und Gemeinden geblieben.

## Hochschule der Demokratie

Hat der Föderalismus unter den völlig anderen Bedingungen des 20. Jahrhunderts noch seine Berechtigung? Ist es nicht so, daß dieses komplizierte, altmodische System zwar vom Standpunkt des Heimatschutzes oder des Tourismus aus sympathisch, staatspolitisch und organisatorisch aber hoffnungslos veraltet ist?

Allen Technokraten und Planern muß es so erscheinen. Sie finden unseren Föderalismus, der großzügigen, das ganze Land erfassenden Lösungen unendliche Hindernisse in den Weg legt, chaotisch und unwirtschaftlich. Interessanterweise hat sich aber unser Föderalismus vom wirtschaftlichen Standpunkt aus als sehr sparsames Regierungssystem erwiesen. Obwohl er nicht nur Zweispurigkeit, sondern 25-Spurigkeit geschaffen hat, führte er zu einer billig arbeitenden Verwaltung. Durch die Dezentralisation bleibt diese übersichtlich und, was das wichtigste ist, kontrollierbar. Unser scheinbar so unrationelles System arbeitet erwiesenermaßen wirtschaftlicher als jenes zentralistischer Länder, wie etwa Frankreichs.

Leerlauf und Fehlentscheide der Bürokratie sind auch deshalb seltener, weil der Beamte in ständigem engem Kontakt mit dem praktischen Leben steht und nicht einfach vom grünen Tisch aus entscheiden kann. In unseren Kantonen und Gemeinden ist es für den einzelnen Bürger viel leichter, zum zuständigen Funktionär vorzudringen als in Frankreich oder Italien, wo alle wichtigen Entscheidungen in Paris oder Rom gefällt werden, und wo es dem Bürger in vielen Fällen überhaupt nicht gelingt, herauszufinden, welcher Beamte maßgebend ist. Der Föderalismus dient auch insofern